

Das polnische Dörfchen.



Glendmüde Hütten heben an des Moores grauen Seiten. Einmal spinnst du hier das Leben in dem Kreis der Erdenzeiten. — Nimm die Kermiten aus der Enge ihrer armuthsvollen Bände, Und es klopfen Dir Gefänge von verlor'nen Heimatlande. Stöhnlich in den Liebern schimmert wie von Tränen ein Geschmeide, Und ein Saum von Gold umflimmert auch das ärmte Stüchlein Heide.

Handgranaten.

Jahrhundert lang verachtetes Kriegsmittel wieder aufgetaucht.

Der jetzige Krieg unterscheidet sich von allen früheren durch umfassende Verwendung neuer technischer Kriegsmittel, die eine große Umwälzung in der Kriegführung hervorgerufen haben, wie z. B. Schnellfeuergeschütze, Kraftwagen, Scheinwerfer, Flugler, Luftschiffe, drahtlose Telegraphie, Unterseeboote. Daneben wurden die Eisenbahnen in nie geahntem Umfange nicht nur für den Aufmarsch, sondern auch für Truppenverschiebungen auf dem Kriegsschauplatz gebraucht. Nicht weniger merkwürdig ist das Wiederauftauchen von Kriegs-

mitteln, die Jahrhunderte lang verachtet waren, wie die Handgranaten und Minenwerfer. Handgranaten wurden schon im 16. Jahrhundert verwendet. Damals waren es Hohlkugeln aus Ton, später Glas oder Eisen, die mit Pulver gefüllt und einer Zündschnur versehen, mit der Hand gegen den Feind geschleudert wurden. Ihre Tätigkeit war nicht ungefährlich. Ein vielgelesener artilleristischer Schriftsteller, Michael Mieth, schrieb in seinem 1884 erschienenen Buch „Neuere Geschützbeschreibung“ über sie: „Die Granatier werden insgesammt von freiwilligen und couragiertesten Musketieren ausgefüllt. Ihre Dienste müssen entweder durch Güte, Zwang, vieles Geld oder durch volllaufenen zuwege gebracht werden. Denn ob sie gleich nicht allermals totgeschossen werden, so sprengen sie sich doch zuweilen die Hände selbst weg, sodass sie krepieren oder wenigstens ihre Lebtage verstimmt bleiben. Wenn ein hoher Befehlshaber aber sich die Konfervation der Soldaten angelegen sein läßt, soll er billigerweise auch die Granatierer nicht vergessen, die da freiwillig mit zweien Feinden zu kämpfen sich hergeben.“

In größeren Massen wurden die Handgranaten zum erstenmal 1634 bei der Belagerung von Regensburg von dem schwedischen General Lars Rague verwendet. Er forderte für diesen Dienst Freiwillige auf und wurde so der Schöpfer der Granatierer, der späteren Grenadiere. Später verwendete man sie auch im Feldkriege. Ludwig XIV. gab 1667 jeder Infanteriekompanie vier Grenadiere; die anderen Staaten folgten bald nach. Da der damals zur Kopfbedeckung dienende Hut am Werfen der Handgranaten hinderte, so erhielten die Grenadiere Grenadiermützen, die sich bis heute in Preußen erhalten haben. Mit der Verbesserung der Feuerwaffen verloren die Handgranaten an Bedeutung, und wurden im Feldkriege nicht mehr gebraucht. Der Name Grenadier wurde auf Elitegruppen übertragen. Im Festungskriege aber haben sie sich noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus erhalten. In Preußen waren die Handgranaten eiserne, etwa 1 Kg. schwere Hohlkugeln, mit Pulver gefüllt und mit einem hölzernen Zünder versehen, der mit einer Lunte entzündet wurde. Sie sollten zur Abwehr des Brechschießens dienen.

Lange Jahre hindurch waren sie als Kriegsmittel verschwunden, tauchten aber immer wieder in der Hand von Berschwörern auf, die damit Attentate gegen gekrönte Häupter ausführten. Man sprach dann aber nicht von Handgranaten, sondern von Bomben. Das Pulver wurde allmählich durch Brisante, d. h. kräftiger wirkende Sprengstoffe, der Brennzünder durch einen Aufschlagzünder ersetzt. Solcher Art waren die im Jahre 1858 gegen Napoleon III. geschleuderten Desfinibomben; gegen die russischen Kaiser Alexander II. und III. wurden in den Jahren 1881, beginnend 1888 solche Attentate verübt, denen der erstgenannte zum Opfer fiel. Auch den Revolvergeschüssen, denen das österreichische Thronfolger-

paar in Serajevo erlag, war ein Bombenattentat vorangegangen. Plötzlich tauchten sie im Russisch-Japanischen Kriege wieder auf; beide Parteien bedienten sich ihrer, namentlich in den Kämpfen um Port Arthur und bei Mukden. Es waren hier durchweg improvisierte Geschosse: Konfervenbüchsen, nicht geplatete Schrapnellhüllen. Sie wurden mit Kavallerie-Sprengkörpern geladen, einem hölzernen Deckel, Sprengkapsel und Zündschnur versehen. Man bedarf damit vornehmlich die feindlichen Gräben.

Seitdem wurden in allen Staaten Versuche damit aufgenommen. Die französischen Handgranaten sind eiserne oder stählerne Hohlkugeln, 1,2 Kg. schwer, mit 200 Gramm Sprengstoff gefüllt. Der Zünder wird beim Werfen durch das Herausreißen eines Drahtes, ähnlich wie die alten Reibungsschlagröhren, entzündet. Die Wurfweite ist zu 20 Meter angegeben. Auch die Privatindustrie hat sich des neuen Kriegsmittels angenommen. So richtete namentlich der Däne Rosen kleine, zylindrische Handgranaten dadurch zum Werfen ein, daß er an deren Böden einen hohlen Steuerungsstab aus Stahl, Messing oder Aluminium befestigte. Dieser wird von vorn in den Gewehrlauf gesteckt und durch eine Patrone aus dem Gewehr getrieben. Das Geschöß fliegt wie ein Pfeil, mit der Granate voran, und wird beim Aufreffen durch einen Aufschlagzünder zum Sprengen gebracht. Die Schußweite hängt natürlich von dem Steigungswinkel des Gewehrs ab und kann bis zu etwa 450 Meter betragen. Durch ein Visier kann das Gewehr seitlich eingrichtet werden; der Steigungswinkel — stets über 45 Grad — kann mit Hilfe eines Winkelinstruments geehrt werden. Der große Einfallswinkel, der meist zwischen 60 und 90 Grad liegen wird, ermöglicht das Treffen von Zielen in den Schützengräben. Größere Sprengkörper werden durch „Minenwerfer“ geschleudert, über deren Konstruktion nichts veröffentlicht ist.

den Augenblick vor dem Kameraden blühschnell zwei verbe Kopfnüsse. „Eine hatte ich dem Francois gegeben; die's nicht so, Francois?“ Francois nickt, und so hat Pitou wieder zum Schaden den Spott. Pitou als Offiziersburche macht natürlich unfreiwilige Schritte. Er bringt zum Beispiel eines Morgens seinem Herrn ein paar doll'g ungleiche Stiefel ins Zimmer. Der eine Stiefel hat einen langen Schaft, ein rechter Militärstiefel, der andere einen kurzen. Zum Teufel, was bringst du denn da für Stiefel!“ faucht ihn sein Herr recht tüchtig an. Aber Pitou wird nicht in seinem Gleichmut erschüttert. „Ich hab' mich auch schon gewundert“, sagt er treuherzig und nimmt dabei militärische Haltung an, „aber das andere Paar, das noch draussen steht, ist — genau so ungleich!“

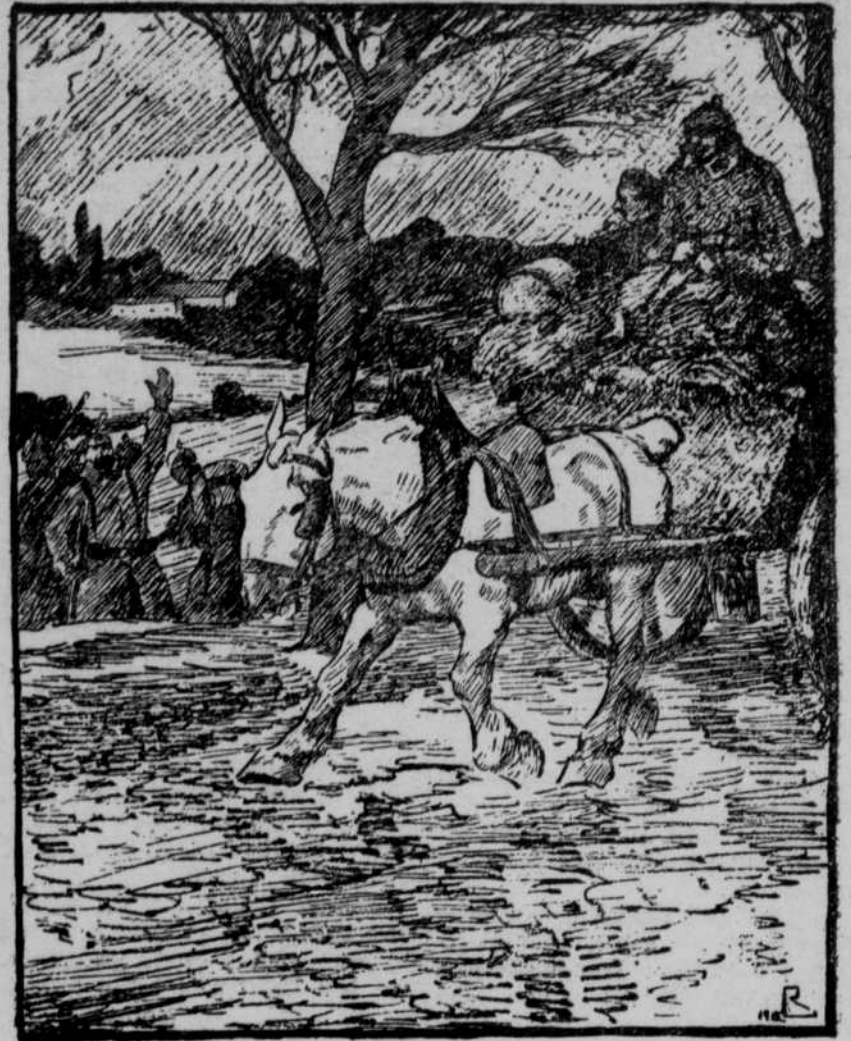
Ob's mirlich Dummheit ist? Da sollte Pitou seinem Herrn eine Orange-Pastete besorgen. Sein Herr erklärt dem Burchen genau die Kuchenpezialität, und der nicht so verständig sinnig, daß sein Herr sagt: „Na, du weisst wohl, was ich meine; hast dir wohl auch schon manchmal solchen Kuchen gekauft?“ Pitou verneint mit der Miene eines Menschen, dem solch großartiger Genuss noch niemals beschieden ward. „Na“, meint sein Herr grohmütig, indem er ihm noch ein Geldstück reicht, „dann kaufe dir auch eine Pastete!“ Pitou geht selig ab und kommt bald noch seliger, und zwar laudend und mit vollem Munde, aber mit leeren Händen zurück. „Es war nur noch eine Pastete da!“ sagt er dem verblüfften Offizier.

Beim Namensaufruf meldet sich Pitou nicht, obwohl sein Vatersnamen „Burel“ deutlich gerufen wird. Der Feldwebel wiederholt: „Burel!“; er schweigt wiederum. Sein Nebenmann gibt ihm einen Rippenstoß, aber er schweigt. Der Feldwebel blüdt auf, fragt, ob Burel nicht da sei, und die Kameraden zeigen auf Pitou. „Na, kannst du nicht hören? Warum meldest du dich denn nicht? Gehst du nicht Burel?“ „Ja; aber Burel

Ein Lied aus Przemysl.

Ein junger ungarischer Dichter, Gergo Gyöni, der als Korporal bei der Armee in Przemysl eingeschlossen war, hat in den Monaten der Belagerung einen Band Gedichte geschrieben. Das kleine Buch wurde in Przemysl gedruckt und fand solchen

Wir kennen sie, mein Buch, du Wert des Krieges! Wie hielten diese Selben tollkühn stand! Wir winden um ihr Haupt den Kranz des Sieges — Sei stolz auf solche Treue, Ungarland!



Mit Liebesgaben zur Front.

Abfah bei den Soldaten, daß es in der zehnten Auflage (die Auflage zu tausend Exemplaren) erscheinen konnte. Der junge Dichter gab 5000 Kronen für die Waifen der Gefallenen von seinem Honorar.

Eines der Lieder geben wir (in freier deutscher Uebersetzung) hier wieder:

Wir kehren heim, mein Buch, du Kind des Krieges, Geboren hier in einem Meer von Blut, Wir kehren heim beim Glodentus des Sieges, Auch wenn mein Leib verfiel der Rabenbrut.

Auf Ufoks Höh'n erwarten ihre Männer Aus Schlacht und Schlamm die Frau'n im Sonntagstrod, Und unser Herz tanzt froh wie unser Renner Vor jenem Fenster mit dem Blumenstod.

Uns bringen heim, mein Buch, mein bleigeschwärtzes, Viel Reiter fed und noch vom Kampfe heiß, Sie melden unser Lied, ein hochberherztes, Das überbrausen soll die wilde Theiß.

Ein Danklied soll es sein den Heldensöhnen, Ein Trostlied denen, die an Wunden frant, Doch niederschmetternd in die Ohren dröhnen Soll es dem Schwächling, dem das Schwert entfant.

Wir kehren heim, mein Buch, und werden singen Spätsommernächte durch beim jungen Most Von Tagen, da die Schanzen Feuer fingen, Blutrosen blühten aus schneeweissem Frost.

Wir kehren heim, mein Buch, und werden singen Von Laten, wie sie niemand sah zuvor. Und schaut! Aus namenlosen Gräbern schwingen Die toten Honveds sich zum Licht empor.

Wir kehren heim, wenn auch der Leib zerfiel Im klastertiefen Kalk — — mein bestres Teil, Mein Buch, mein Kamerad, wir sind am Ziele, Bringt unser Blut dem Vaterland das Heil — !

Kriegsprüde.

Böse Briten verderben gute Sitten. Was Frenchen nicht lernt, lernt der Franzmann nimmermehr! Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, besonders wenn es Reuter spricht.

Gestern noch auf stolzen Rossen, heute interniert in Jossen.



„Deibel och, Schwester — — über — wenn ich au schreie, denn brüll' ich hurra!“

Das schlechte Gewissen.

„Die gerechte Sache hat gesiegt!“ telegraphierte ein russischer General, der einen kleinen Vorteil errungen hatte, glückstrahlend an den Generalissimus.

„Aushalten! Ich schide sofort Verstärkungen!“ war die Antwort aus dem Hauptquartier. Dort hatte man über die „gerechte Sache“ jedenfalls andere Ansichten gehabt.



Marine-Kavallerie in den belgischen Dünen.

Geschichten vom Pitou.

Pitou ist für das französische Militär die Zielscheibe allen Schabernacks. Pitou findet niemals einen Kopf zum Fassen seiner Suppe und seiner sonstigen Mahlzeiten; er mag machen, was er will, er muß immer zuletzt antreten und die anderen Kameraden haben daher stets die reichlichere Portion und die beste Suppe. Belommt er aber doch einmal rechtzeitig seine Schüssel, so wird er gewiß das Opfer irgend eines andern Misset. Dann tritt zum Beispiel ein älterer Kamerad an ihn heran, der seinen Kopf angeblich nicht hatte finden können und nun den lieben Pitou bittet, ihm den seinen zu borgen. Pitou schwankt; er weiß nicht, was er tun soll. Die Freude, endlich auch einmal rechtzeitig seine Portion fassen zu können, streitet in seinem Innern mit dem Gefühl einer gewissen Ehrfurcht vor dem älteren Kameraden, den er nicht durch das Abschlagen der Bitte erzürnen will. Dieser sieht ihn schwanken und sagt: „Ich will's nicht umsonst von dir“, und indem er in die Tasche greift, „ich geb' dir das Doppelte, was ich neulich dem Francois gegeben, als er mir seinen Schnaps ließ.“ Natürlich sieht Francois in der Nähe und sagt: „Das Doppelte; na Pitou, da kannst es schon machen!“ Und Pitou reicht

das Gefäß hin und empfängt im Gleichheit ich doch nur, wenn ich geschrieben werde. Gerufen werd' ich immer Charles.“

Pitou soll auch im Gegensatz zu den ähnlichen Soldatenoriginalen anderer Heere sich von seinen Kameraden durch Freigebigkeit auszeichnen. Schon auf dem Übungspfad zittert er bei jedem Schuß, und ein Bonmot seiner Kameraden behauptet, er zittere vor Kälte, weil er so kaltblütig sei.



Quarra, der Vater!



„Wir möchten gern Krieg spielen, aber es geht nicht, weil keine Franzose, Engländer oder Russe sein will!“ „Aber warum denn nicht?“ „Weil sich keiner verheuen lassen will!“

Die deutsche und die englische Dogge.



Die deutsche Dogge: „Ach, du meinst wohl, über Deinen Stachelbaum kann ich nicht legen? Hast du 'ne Ahnung, was ich für 'ne Rüste habel!“